

Der normierte Blick. Zur sozialen Wahrnehmung schwarzweißer Paarbeziehungen in Ghana

Volker Gottowik

Es war – glaube ich – Marcel Reich-Ranicki, der einmal bemerkte, dass große Literatur entweder vom Tod oder von der Liebe handelt. Obwohl diese Aussage nur sehr eingeschränkt auf wissenschaftliche Literatur zu übertragen ist, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass sich Karl-Heinz Kohl auch diesen Themen gewidmet hat. Bekannt ist sein Werk »Der Tod der Reisjungfrau« (1998), weniger bekannt dagegen seine Auseinandersetzung mit dem Thema Liebe. Gleichwohl verdanken wir seinem Essay »Gelenkte Gefühle. Vorschriftsheirat, romantische Liebe und die Determinanten der Partnerwahl« (2001) die Einsicht, dass wir bei der Wahl unserer Liebes- und Ehepartner mehr oder weniger festen Regeln folgen, jedoch im Gegensatz zu Gesellschaften mit geschlossenem Heiratssystem nicht genau angeben können, »wie sie beschaffen sind, und ihnen deshalb, möglicherweise, um so willensloser gehorchen« (Kohl 2001:137).

Diese beunruhigende Einsicht möchte ich zum Anlass nehmen, um über die These von der Konditionierung unserer Gefühle und Neigungen weiter nachzudenken. Ich habe dafür ein Beispiel gewählt, das allen Determinanten der Partnerwahl zu widersprechen scheint: Es geht um Frauen aus dem Westen, die sich dafür entschieden haben, in Westafrika an der Seite eines einheimischen Mannes zu leben. Was hat sie zu dieser Entscheidung bewogen? Wie gelingt es ihnen, eine solche Beziehung dauerhaft zu führen? Wie werden sie von ihrer sozialen Umgebung wahrgenommen? Dass die soziale Wahrnehmung von schwarzweißen Paarbeziehungen nicht nur im Westen, sondern auch in Westafrika kulturspezifischen Mustern folgt, wird im folgenden als These von der Normierung des Blicks vertreten. Bevor es um den normierten Blick auf schwarzweiße Paarbeziehungen geht, möchte ich jedoch einige allgemeine Überlegungen zur sozialen Wahrnehmung vorausschicken.¹

¹ Der Text geht auf einen Vortrag zurück, den ich im Rahmen eines gemeinsam mit Elke Mader ausgerichteten Workshops zum Thema »Der erotische Blick. Transkulturelle Gender-Beziehungen im Zeichen der Globalisierung« am 11. April 2008 am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien gehalten habe.

Die Tatsache, dass wir andere Menschen sinnlich wahrnehmen, entwickelt sich Georg Simmel zufolge nach zwei Seiten hin:

In das Subjekt hineinwirkend, löst der Sinneseindruck eines Menschen Gefühle von Lust und Unlust in uns aus, [...] von Erregung oder Beruhigung durch seinen Anblick oder den Ton seiner Stimme, durch seine bloße sinnliche Gegenwart in demselben Raume (Simmel 1908/1968:483ff).

Die hier angesprochenen Gefühle von Lust und Unlust, von Erregung oder Beruhigung, die der bloße Anblick eines anderen Menschen in uns auszulösen vermag, sind zweifellos – soweit es Lust und Erregung anbelangt – dem Bereich der Erotik und des erotischen Blicks zuzuordnen. Von einem solchen Blick, der sich unvermittelt einstellt, unterscheidet Simmel eine zweite Dimension in der sinnlichen Wahrnehmung anderer Menschen:

Nach der entgegengesetzten Dimension streckt sich die Entwicklung des Sinneindrucks, sobald er zum Mittel der Erkenntnis des Anderen wird: was ich von ihm sehe, höre, fühle, ist jetzt nur die Brücke, über die ich zu ihm als zu meinem Objekt gelange (Simmel 1908/1968:484).

Simmel verweist hier auf zwei Dimensionen der sinnlichen Wahrnehmung, die – soweit es die visuelle Wahrnehmung anbelangt – als *erotischer* Blick und als *objektivierender* Blick voneinander unterschieden werden können. Während der zuerst genannt Blick Gefühle von Lust und Erregung in uns auslöst, zielt der zweite Blick auf die sachgerechte Wahrnehmung und Erkenntnis des Anderen. Die Pointe in Simmels Ausführungen ist nun, dass diese beiden Dimensionen der sinnlichen Wahrnehmung nicht unbedingt gegenüber Objekten oder Dingen zusammengehen, wohl aber gegenüber anderen Menschen.²

Erotischer und objektivierender Blick – um bei dieser terminologischen Unterscheidung zu bleiben, die nicht auf Simmel zurückgeht, sondern die ich hier einführe – sind »dem Menschen gegenüber meistens zu einer Einheit verwebt. Unsere Sinneseindrücke von ihm lassen ihren Gefühlswert auf der einen Seite, ihre Verwendung zu einer instinktiven oder gesuchten Kenntnis seiner auf der anderen – zusammenwirksam und praktisch eigentlich unentwirrbar zur Grundlage unserer Beziehung zu ihm werden« (Simmel 1908/1968:484).

Erotischer und objektivierender Blick gehen demnach immer zusammen und liegen unserer Beziehung zu anderen Menschen stets zugrunde. Von daher gibt es auch keinen neutralen oder unschuldigen Blick. Es spielen stets Momente von Lust oder Unlust, von Attraktion oder Repulsion in den Erkenntnisprozess hinein, selbst wenn es um die objektive oder sachgerechte

² Es ist nur der Fetischist oder der leidenschaftliche Sammler, der durch die bloße Gegenwart eines Objektes emotional überwältigt wird. Dagegen spielen Emotionen in der Begegnung zweier Menschen eigentlich stets eine Rolle. – Zum Fetischbegriff vgl. Kohl (2003:69–115).

Wahrnehmung des Anderen geht. Abwehr und Verlangen – um den Titel einer einflussreichen Publikation von Karl-Heinz Kohl (1987) aufzugreifen – sind nicht voneinander zu trennen.

Eine Steigerung erfährt die sinnliche Wahrnehmung des Menschen bei Simmel, wenn aus dem Anblick des Anderen (»das einfache Sehen oder Beobachten des Anderen«) ein sich gegenseitiges Anblicken wird. Hier setzt Simmel zu einer wahren Hymne auf das Auge und den sich begegnenden Blick an: Denn »der Blick von Auge zu Auge« verwebt die Menschen in eine »höchst lebendige Wechselwirkung« und stiftet eine »Einheit«.

[...] der ganze Verkehr der Menschen, ihr Sichverstehen und Sichzurückweisen, ihre Intimität und ihre Kühle, wäre in unausrechenbarer Weise geändert, wenn der Blick von Auge in Auge nicht bestünde – der, im Unterschied gegen das einfache Sehen und Beobachten des Anderen eine völlig neue und unvergleichliche Beziehung zwischen ihnen bedeutet (Simmel 1908/1968:484).³

Soweit die Ausführungen von Simmel, die einen Eindruck davon vermitteln sollen, was ich unter einem erotischen Blick verstehe: Und zwar einen Aspekt des Sehens, Beobachtens und wechselseitigen Anschauens, der stets gegeben ist, also auch dann, wenn sich dieser Blick in der Absicht an den Anderen heftet, ihn in seiner Eigenart wahrzunehmen und zu erkennen. Dabei geht es mir im folgenden nicht um den vereinzelt Anderen, um den Blick auf das Individuum, sondern um den Blick auf eine Beziehung; es ist eine bestimmte Konstellation, die mich interessiert, beziehungsweise eine bestimmte soziale Beziehung: Ich interessiere mich für schwarzweiße Paarbeziehungen, bei denen die Frau weiß ist und der Mann schwarz. Im frankophonen Sprachraum gibt es dafür die Bezeichnung »couple domino«, von der sich auch der Terminus »l'amour domino« herleitet. Ich bin auf beide Bezeichnungen im Werk des Soziologen Clément Mutombo gestoßen, der im Kongo geboren wurde, in Wien lebt und in Salzburg an der Universität arbeitet (vgl. Mutombo 1998).

Wie ich aus der Auseinandersetzung mit seinen Publikationen und aus persönlichen Gesprächen mit ihm weiß, interessiert sich Mutombo dafür, warum sich weiße Frauen in schwarze Männer verlieben und vice versa. Er interessiert sich vor allem dafür, wie es solchen Domino-Partnerschaften gelingt, sich in einer ablehnenden sozialen Umwelt zu behaupten. Insofern gibt es Berührungspunkte mit meinem Forschungsinteresse, doch auch deutliche Unterschiede in der Gewichtung: Ich interessiere mich weniger dafür, wie

³ »Und so stark und fein ist diese Verbindung, dass sie nur durch die kürzeste, die gerade Linie zwischen den Augen getragen wird, und dass die geringste Abweichung von dieser, das leiseste Zurseitesehen, das Einzigartige dieser Verbindung völlig zerstört« (Simmel 1908/1968:484).

diese Domino-Partnerschaften in Österreich oder Deutschland wahrgenommen werden, sondern vielmehr dafür, auf welche soziale Akzeptanz schwarzweiße Paarbeziehungen in Westafrika stoßen. Dass solche Paarbeziehungen im Westen rassistischen Anfeindungen ausgesetzt sind, ist uns allen schmerzlich bewusst; doch wie sieht es mit ihrer Akzeptanz in Accra, Lomé oder Lagos aus?

Der Blick auf schwarzweiße Paarbeziehungen bzw. »mixed couples« oder »biracial relationships« fällt unterschiedlich aus, entsprechend der beiden Konstellationen, die hier möglich sind: Entweder ist die Frau weiß und der Mann ist schwarz, oder die Frau ist schwarz und der Mann ist weiß. Diese Unterscheidung ist zentral, insofern die öffentliche Wahrnehmung dieser beiden Konstellationen eine prinzipiell unterschiedliche ist.

Das bekannteste Pärchen für die Konstellation weißer Mann/schwarze Frau war lange Zeit die Beziehung zwischen Boris und Babs, gemeint ist Boris und Barbara Becker, die sich seitens der öffentlichen Wahrnehmung hierzulande größten Wohlwollens erfreute; als das Scheitern dieser Beziehung offenkundig wurde, brachte die Frankfurter Rundschau die Gefühlslage der Nation folgendermaßen auf den Punkt: »Boris und Babs, das war unsere Utopie« (Frankfurter Rundschau vom 7.12.2000). Und gemeint war die Utopie, dass die Liebe die Kraft haben könnte, alle Differenzen zu überwinden, auch die von »skin colour and race«.

Dagegen scheint mir das bekannteste Pärchen für die Konstellation schwarzer Mann/weiße Frau aktuell die Beziehung zwischen Seal und Heidi Klum zu sein. Hier habe ich den Eindruck, dass die Öffentlichkeit weitaus reservierter reagiert. So kann man im Frühjahr 2008 immer wieder lesen, dass das Paar *schon* zwei Jahre zusammen ist und dabei Verwunderung heraushören, dass die Beziehung noch immer hält.

Doch warum ist die öffentliche Wahrnehmung einer schwarzweißen Paarbeziehung in hohem Maße davon abhängig, welche Konjunktionen Geschlecht (männlich oder weiblich) und Hautfarbe (schwarz oder weiß) miteinander eingehen? Eine bündige Antwort auf diese Frage habe ich im Roman »Brasilien« von John Updike (1994/1996) gefunden: Der Roman handelt von einer jungen weißen Frau aus allerbestem Hause, die sich am Strand von Rio in einen schwarzen Slumbewohner verliebt. Die beiden heiraten gegen den Widerstand ihrer Eltern und fliehen ins Landesinnere. Dort nähern sie sich immer weiter an, nicht nur emotional, sondern auch äußerlich in Kleidung und Betragen. Die Annäherung geht schließlich soweit, dass – nicht zuletzt mit der Unterstützung eines Schamanen – die Frau die Hautfarbe ihres schwarzen Gatten annimmt und dieser die Hautfarbe seiner weißen Frau. Die Protagonistin wird auf diese Weise in die Lage versetzt, die sexuellen

Erfahrungen, die sie vor und nach dem Wechsel ihrer Hautfarbe gesammelt hat, miteinander zu vergleichen, und John Updike lässt sie diese Erfahrungen (als weiße Frau einen Schwarzen geliebt zu haben und als schwarze Frau einen Weißen) in bekannt drastischer Manier folgendermaßen zusammenfassen:

Being a white woman fucked by a black man is more delicious, she had sadly to conclude, than a black woman being fucked by a white man. The former [...] had the exaltation of blasphemy, the excitement of a political defiance; the latter transaction savored of mundane business (Updike 1994:204).

Warum aber ist das so? Warum ist eine Konstellation, für die hier exemplarisch Boris und Babs aufgerufen wurden, eine »alltägliche Affäre«, und warum steht die Konstellation Seal und Klum für »Gotteslästerung« und »politischen Protest«?

Im Englischen gibt es etwas, das heißt *dating preferences*; wenn man diese systematisch auswertet, erhält man einen *dating code*. Auch wenn sich diese Wendungen nur schwer ins Deutsch übersetzen lassen, kennen wir alle diesen Code, jedenfalls folgen die meisten von uns ihm mehr oder weniger unbewusst. Gemeint sind bestimmte Kategorien, die wir bei der Partnerwahl anlegen. Demnach sollte der Partner – aus der Warte der Frau betrachtet – folgende Kriterien erfüllen: Er sollte etwas älter sein (jedenfalls nicht jünger), er sollte etwas größer sein (auf keinen Fall kleiner), er sollte genauso intelligent sein (jedenfalls nicht dümmer), er sollte eine vergleichbare Ausbildung erfahren haben (jedenfalls keine schlechtere), und er sollte mindestens der gleichen sozialen Schicht entstammen (jedenfalls keiner niedrigeren).

Eine junge gebildete Frau, sagen wir eine promovierte Ethnologin, die gegen alle diese Kriterien verstößt und jemanden heiratet, der dem hier skizzierten *dating code* in keinerlei Hinsicht entspricht, würde sicherlich unsere Aufmerksamkeit erregen. Wir würden eine solche Verbindung in erster Linie auf Liebe zurückführen (die bekanntlich blind macht), aber auch auf Protest gegen spießbürgerliche Normen. Und wenn nun der Ehemann aus der Türkei stammt oder aus Ghana und sich zum Islam bekennt, käme aus konservativ katholischen Kreisen – zumindest bis vor nicht allzu langer Zeit – auch der Vorwurf der Gotteslästerung oder Blasphemie.⁴ Der Vorwurf wäre in jedem Fall, dass sich eine solche Frau über alle Differenzen und Hierarchien hinwegsetzen wolle, die auf *race* und *gender*, auf Klasse, Kultur und Religion basieren.

⁴ Der Vorwurf sexueller Perversion ist ebenfalls notorisch. So ist im Programmheft der Wiener Staatsoper, Saison 2006/2007, folgendes über ein bekanntes Shakespeare-Stück nachzulesen: »So wurde ›Othello‹ das Drama düsterer Leidenschaften; Naturgewalten, die den Mohren mit der lilienweißen Desdemona verbinden, ein Quentchen Perversion also, bedingt durch Farbenkontraste, ergänzt durch Mord und Totschlag« (S. 97).

Ein vergleichbarer Vorwurf würde einem Mann nie gemacht, insofern sich bei uns der Status eines Paares stets am Status des Mannes orientiert: Ein Mann heiratet nicht nach unten, er kann es gar nicht, da er die Frau, die er ehelicht, quasi auf seine soziale Stufe zieht; es ist nur die Frau, die nach unten heiraten kann – wie in der gerade angeführten Konstellation, bei der die Ethnologin, Promotion hin oder her, Frau eines Migranten wird. Für diesen Vorgang, demzufolge sich der Status einer Frau verändert, je nachdem, ob sie einen Mann heiratet, der in der gesellschaftlichen Wahrnehmung sozial über oder unter ihr steht, gibt es in der Ethnologie zwei unterscheidende Termini: Hypergamie und Hypogamie.⁵

Der Begriffsgegensatz leitet sich vom altgriechischen *gamus* für »Ehe« ab und von *hyper* für »über« bzw. *hypo* für »unter«. In den meisten Kulturen dieser Welt – darauf hat Claude Lévi-Strauss hingewiesen – gilt Hypergamie als sozial wünschenswert.⁶ Wünschenswert ist demnach eine Ehe, bei der die Frau einen Mann heiratet, der einen höheren sozialen Status inne hat als sie selbst. Eine solche Verbindung gilt deshalb als wünschenswert, weil die Kinder den höheren sozialen Status des Mannes annehmen und darüber auch das soziale Ansehen der Verwandtschaftsgruppe der Frau steigern. Umgekehrt verhält es sich im Falle der Hypogamie: In diesem Fall verlieren die Kinder, gemessen am sozialen Status der Frau, an gesellschaftlichem Ansehen und drücken damit auch den sozialen Status ihrer Verwandtschaftsgruppe nach unten. Hypogamie bedeutet mit anderen Worten Prestigeverlust für die Verwandtschaftsgruppe der Frau und wird deshalb negativ sanktioniert.

Vor diesem Hintergrund wird folgendes klar: Bei der Konstellation weiße Frau heiratet schwarzen Mann handelt es sich um eine Form sozialer Hypogamie, das heißt die Frau heiratet in der gesellschaftlichen Wahrnehmung nach unten, und deshalb wird eine solche Verbindung bei uns abgelehnt – häufig mit der Begründung, dass sie keinen Bestand hätte.⁷ Ob bei dieser Einschätzung nur Vorurteile eine Rolle spielen oder auch empirische Erfahrungen, oder ob es sich um eine Form der *self-fulfilling prophecy* handelt (die Verbindung zerbricht, weil die Gesellschaft sie wegen ihrer Zerbrechlichkeit ablehnt), sei dahingestellt. Festhalten möchte ich lediglich folgendes: Die Verbindung

⁵ Eine andere Unterscheidung ist die zwischen Homo- und Heterogamie: »The homo- or heterogamic ascription of the couple is – in contrast to hypo- and hypergamic – a horizontal one, and depends very much on the specific situation« (Waldis 2006:3).

⁶ Zur Position von Lévi-Strauss führen Alan Barnard und Anthony Good folgendes aus: »Natural or not, hypergamy is certainly not a universal, as Lévi-Strauss seems to assume« (Barnard u. Good 1984:140ff.).

⁷ Eine zentrale Frage bleibt an dieser Stelle ausgespart: Warum wird der soziale Status eines Schwarzafrikaners niedriger eingestuft als der eines Weißen? Vgl. dafür Arbeiten über die Farbe weiß bzw. weiße Hautfarbe, wie sie z. B. von Dyer (1997) und Feld (2007) vorgelegt wurden.

weiße Frau/schwarzer Mann unterläuft Status-Unterschiede und stellt einen Angriff auf die soziale Hierarchie da. Deshalb stößt eine solche Verbindung im Westen nicht nur auf starke gesellschaftliche Ablehnung, sondern zieht auch mehr öffentliche Aufmerksamkeit und neugierige Blicke auf sich als jede andere Konstellation.

Jedenfalls gibt die Verbindung weiße Frau/schwarzer Mann ein Thema ab, das sich durch die gesamte abendländische Geschichte zieht. Das versucht auch die Ausstellung »Die Schöne und das Ungeheuer. Geschichte ungewöhnlicher Liebespaare« aufzuzeigen, die im Jahr 2007 in der Residenzgalerie in Salzburg zu sehen war (vgl. Groschner u. a. 2007). Diese Ausstellung schlägt den Bogen von der antiken Mythologie bis zur zeitgenössischen Kunst, von »Amor und Psyche« über »Die Schöne und das Biest« bis hin zu »King Kong«: Stets findet sich eine weiße Frau an der Seite – oder auch in der Gewalt – eines schwarzen oder wilden Manns, Biests oder Ungeheuers, gegen das sie nur ihre Schönheit und die Macht der Liebe aufzubieten vermag.⁸

Mit der Faszination, die von der Konstellation weiße Frau/schwarzer Mann ausgeht, spielt auch der Band »Exposures: A White Woman in West Africa« von Virginia Ryan, der 2007 erschienen ist. Der Band zeigt die Autorin, eine weiße Frau mit blonden Haaren, in alltäglichen Situationen in Ghana. Das Motiv ist immer das gleiche: Die weiße Frau ist an der Seite eines oder mehrerer schwarzafrikanischer Männer zu sehen, mit denen sie im Restaurant speist, Kunstausstellungen besucht oder von denen sie sich frisieren lässt. Das Buch und die Idee dahinter funktionieren. In den Bildern baut sich allein aufgrund der körperlichen Nähe zwischen einer weißen Frau und einem schwarzen Mann eine Spannung auf, die gelegentlich an Fotografien erinnert, die Madonna an der Seite eines schwarzen *Beau* zeigen, auch wenn die Bilder von Virginia Ryan jede offene sexuelle Anspielung vermeiden.⁹

Die Konstellation weiße Frau/schwarzer Mann – und nur darauf will ich hinaus – hat Kunst und Literatur der westlichen Welt seit ihren Anfängen fasziniert. Es handelt sich um eine Konstellation, die die »Arbeit der Imagination« in besonderer Weise herausfordert (vgl. Appadurai 1996). Als Projektionsfläche für die Bilder und Vorstellungen, die wir voneinander

8 Den Ausstellungsmachern zufolge handelt es sich bei der Konstellation »Die Schöne und das Ungeheuer« um »ein archetypisches Modell aller Erfahrung« bzw. »einen roten Faden im abendländischen Bewusstsein« (vgl. Groschner u. a. 2007:37 u. 63).

9 »Virginia, by showing herself often in very close proximity to the African people with whom she is photographed – crouching among them or in other instances getting a coiffure or being massaged – breaks some very strong psycho-social norms which have led to many a lynching, much ink flowing and great angst. I wondered whether she deliberately shared these photos to help us all question the long-held prejudices of this nature« (Sutherland-Addy 2007:4).

haben, lässt sie sich im Hinblick auf die Wahrnehmung des Eigenen und des Fremden analysieren. Gleichwohl stellt sich die Frage, warum ich – ein weißer Mann – mich für diese Konstellation interessiere. Die Geschichte hinter der Geschichte ist folgende:

Ich habe Ende der 90er Jahre als Ethnologe in Indonesien gearbeitet und in diesem Zusammenhang eine langfristige Feldforschung auf Bali durchgeführt. Dort bin ich auf eine weiße Frau an der Seite eines schwarzen Mannes gestoßen. Die Frau heißt Jero Luh und kommt aus China; woher der Mann stammt, ist nicht so recht klar: Vielleicht ist er Inder, vielleicht aber auch ein Balinese.

Bei diesem schwarzweißen Paar handelt es sich nicht um ein gewöhnliches Paar, sondern um ein Maskenpaar. Insofern zu diesem Maskenpaar auch Kopfschmuck, Oberkörper und Wickelrock (*Sarong*) gehören, handelt es sich um große, überlebensgroße Figuren, die als heilig gelten und von daher als sakrale Figuren oder Sakralfiguren zu bezeichnen wären. Die Figuren werden dadurch animiert, dass die balinesischen Akteure in diese Figuren hineinschlüpfen, ihnen quasi ihre Füße leihen, und dann mit ihnen durch die Straßen ziehen, sie singen und tanzen lassen. Doch warum – so lautete die erkenntnisleitende Fragestellung meiner Forschung – unterhalten die Balinesen ein solches schwarzweißes Figurenpaar? Was wollen die Balinesen mit dieser weißen Frau, von der es heißt, dass es sich um eine Chinesin handelt?

Im Verlauf meiner Forschung wurde deutlich, dass sich um dieses schwarzweiße Figurenpaar namens *Barong Landung* zahlreiche Mythen und Legenden ranken. Eine dieser mythisch-legendarischen Erzählungen berichtet von einer Chinesin, die vor vielen hundert Jahren einen balinesischen *Raja* (König) geheiratet hat. Diese Verbindung ist auf Ablehnung gestoßen, weil die Chinesin einer anderen Religion angehörte als ihr Gatte: Sie war Buddhistin, er dagegen Hindu. Die Verbindung wurde jedoch vor allem abgelehnt, weil die Frau aus China stammte und von daher eine ältere, vornehmere Kultur verkörperte als ihr balinesischer Gatte: Und eine ältere und vornehmere Frau heiratet man nicht. Es handelt sich also um einen klassischen Fall von Hypogamie, der die balinesischen Akteure offenkundig so stark beschäftigt, dass sie ihn im Rahmen eines traditionellen Mediums wie Maske und Maskerade symbolisch aufgreifen und rituell bearbeiten.¹⁰ Dass die Chinesin den Mythen und Legenden zufolge ihrem Gatten keine Kinder schenken konnte (sie war offenkundig nicht nur älter, sondern *viel* älter als ihr Gatte), bietet wiederum Anlass zu Spekulationen

10 »[...] Hindu societies in both India itself and South East Asia, tend to be hypergamous [...]. Throughout this religion, hypergamy is seen as »aturalak. For Indians, it reflects the necessary primacy of the male »seed« over the female »field«, and the inherent superiority of receivers over givers of gifts. For the Hindu Balinese, hypergamy fits neatly into their general cosmological idiom, in which status is expressed in terms of geographical altitude: thus, hypergamy is appropriate because, like water, semen does not flow uphill« (Barnard u. Good 1984:140).

über die Botschaft dieses Sakralfigurenpaars: Es wird – einerseits – als Warnung vor matrimonialen Verbindungen zwischen Balinesen und Chinesen verstanden (solche Verbindungen gelten in Indonesien als *panas* im Sinne von heiß bzw. problematisch) und – andererseits – als Erinnerung daran, dass Chinesen seit vielen Hundert Jahren auf Bali zu Hause sind und zu einer Verschmelzung von Buddhismus und Hinduismus zum hindu-balinesischen Glauben (*Agama Hindu-Bali*) beigetragen haben (vgl. Gottowik 2005 u. 2006).

Was dieses schwarzweiße Figurenpaar den Balinesen zu sagen hat, ist also ambivalent und insofern eine Frage kulturinterner Aushandlung. Dass dieses Paar in Vergessenheit geraten könnte, steht dagegen nicht zu erwarten. Immerhin berührt es eine Frage, die im Zeichen des Massen- und Sextourismus zunehmend aktuell geworden ist. Und diese Frage lautet: Darf sich ein Mann in Indonesien oder Thailand mit einer fremden, weißen Frau einlassen? Diese Frage wird pragmatisch beantwortet: Verbindungen zwischen einem einheimischen Mann und einer weißen Frau sind in den genannten Ländern bis heute die Ausnahme. Statistiken über Indonesien besagen, dass weniger als ein Drittel aller interethnischen Verbindungen sich aus einem einheimischen Mann und einer weißen Frau zusammensetzt.¹¹ Ganz ähnlich dürfte es sich in Thailand verhalten, wo ein Sextourismus vorherrscht, der ganz auf die Ausbeutung der einheimischen Frau zielt. Diese wird von weißen Männern deshalb so begehrt, weil sie – wie es heißt – anpassungsfähig ist und bereit, sich für ihre Angehörigen aufzuopfern. Diese Bereitschaft zur Aufopferung, Selbstverleugnung und Unterwerfung mache sie so attraktiv für Männer aus dem Westen.

Vor dem Hintergrund dieser Beobachtungen, denen zufolge in Südostasien die überwiegende Mehrzahl aller interethnischen Beziehungen sich aus einem fremden Mann und einer einheimischen Frau zusammensetzen, war ich überrascht, als ich Anfang 2007 nach Ghana kam: Dort verhält es sich genau umgekehrt. Dort dominieren ganz eindeutig Partnerschaften, die sich aus einem einheimischen, schwarzen Mann und einer fremden, weißen Frau zusammensetzen – also sogenannte Domino-Partnerschaften. Jedenfalls war das mein Eindruck, und so habe ich mich mit einer Fragestellung konfrontiert gesehen, die ich mit einem Zitat von Michel Houellebecq umreißen kann, der seinen Protagonisten in »Plattform« folgendes rasonieren lässt:

Die weißen Frauen schlafen lieber mit Afrikanern und die weißen Männer lieber mit Asiatinnen. Ich muss herausfinden warum, das ist wichtig in meinem Job (Houellebecq 2007:212).

¹¹ Zu interethnischen Paarbeziehungen in Indonesien vgl. die zahlreichen Arbeiten von Judith Schlehe (z. B. 2003).

Um dieser Fragestellung auf den Grund zu gehen und herauszufinden, warum im Gegensatz zu Südostasien in Ghana Domino-Partnerschaften dominieren, habe ich ein kleines Forschungsprojekt entworfen. Der Anfangsverdacht im Rahmen dieses Projektes war, dass es ganz ähnlich wie in Thailand neben den sexuellen Gründen auch kulturelle geben könnte, die solche Partnerschaften begünstigen. Wenn es in Thailand die Anpassungsfähigkeit der Frau ist, von der eine gewisse Attraktivität auszugehen scheint, was macht dann einen ghanaischen Mann so attraktiv in den Augen einer weißen Frau?¹²

Die Mehrzahl der Männer in Ghana wird in matrifokalen Gesellschaften wie der der Ashanti und anderer akan-sprachiger Gruppen sozialisiert. Eine Ausgangsfragestellung meines Projektes war, ob die Sozialisation in einer auf Frauen zentrierten Gesellschaft mit dazu beitragen könnte, dass Domino-Partnerschaften in Ghana vorherrschen. Mit diesen Ausführungen ist zugleich unterstrichen, dass mein Thema nicht auf den vergleichsweise unterentwickelten Sextourismus in Westafrika zielt. Mein Thema sind vielmehr dauerhafte Partnerschaften zwischen ghanaischen Männern und westlichen Frauen, für die zum Beispiel ein gemeinsamer Haushalt, Kinder oder gar die Verheiratung das Kriterium abgeben. Und in diesen Zusammenhang gehört auch der Hinweis, dass es für solche Domino-Partnerschaften in Westafrika zahlreiche prominente Beispiele gibt, die von Léopold Senghor über Kwame Nkrumah bis Kofi Annan reichen.

Bei diesem Forschungsprojekt, das ich hier vorstellen möchte, handelt es sich um kein abgeschlossenes Projekt, sondern gewissermaßen um »work in progress«. Es begann mit einer vom Deutschen Akademischen Austauschdienst geförderten Gastdozentur an der University of Ghana, die mich für vier Monate, von Januar bis Mai 2007, nach Accra geführt hat. Während dieser Zeit habe ich die bereits skizzierte Fragestellung entwickelt und am Institute of African Studies vorgestellt. Grundlage für die damaligen Ausführungen waren sechs Interviews, die ich mit Frauen aus dem Westen führen konnte, die langfristig in Partnerschaften mit ghanaischen Männern leben oder gelebt haben. Hinzu kamen Publikationen, insbesondere Romane, wie auch Film- und Videoproduktionen, in denen schwarzweiße Partnerschaften thematisch aufgegriffen werden. Die Parallele zu meiner Forschung in Indonesien wird auch an dieser Stelle deutlich: Während ich auf Bali die soziale Akzeptanz indo-chinesischer Beziehungen im Rahmen von Maske und Maskerade, also im Rahmen eines *traditionellen* Mediums untersucht habe, möchte ich in Ghana untersuchen, wie schwarzweiße Partnerschaften im Rahmen *moderner* Medien (Film, Theater, Literatur etc.) thematisiert werden. Das ganze Projekt zielt auf

12 In einer Umkehrung der Blickrichtung wäre zugleich danach zu fragen, was in Thailand oder Ghana die Attraktivität eines Partners aus dem Westen begründet.

die kulturspezifischen Normen, die der Wahrnehmung fremder Frauen an der Seite einheimischer Männer in Indonesien und Ghana zugrunde liegen.

Da ich nach Ablauf der ersten vier Monate in Ghana nicht das Gefühl hatte, über eine ausreichende Materialbasis zu verfügen, habe ich an der Universität Frankfurt am Main einen Projektantrag gestellt. Dieser Antrag wurde im Rahmen der Förderung kleinerer Projekte zur Frauen- und Genderforschung bewilligt und erlaubte es mir, von Mitte Oktober bis Mitte Dezember 2007 noch einmal nach Ghana zu fliegen. Während dieser zwei Monate habe ich 18 Interviews geführt mit Männern und Frauen, die längere Zeit mit einem Partner zusammengelebt haben, der eine andere Hautfarbe hat als sie selbst; weitere Interviewpartner waren erwachsene Kinder, die aus solchen Partnerschaften hervorgegangen sind. Das Projekt basiert demnach auf insgesamt 24 Interviews, die eine Länge zwischen zwanzig Minuten und zwei Stunden haben und im Großraum Accra aufgenommen wurden.

Meine Interviewpartner kamen aus Deutschland, England, Ghana, Kamerun, Kanada, Korea, Nigeria, Ungarn – um nur die wichtigsten Länder zu nennen.¹³ Sofern sie berufstätig waren, waren sie es an der University of Ghana, der Schweizer Schule, der Deutschen Botschaft, dem Goethe-Institut, der Deutschen Welle, dem Deutschen Entwicklungsdienst, dem British Council; es waren Geschäftsleute, Ärzte, Musiker, Hausfrauen, Rentner im Alter zwischen 35 und 70 Jahren. Entgegen meinen Erwartungen war es überhaupt kein Problem, Interviewpartner zu finden. Vor allem über die »International Spouses Association of Ghana/ISAG« habe ich viele Frauen kennen gelernt, die zu Interviews bereit waren. Und diese Frauen haben mir dann weitere Interviewpartner vermittelt.

Im Rückblick glaube ich, meine Interviewpartner in zwei Gruppen einteilen zu können: In eine Gruppe, der vor allem daran gelegen war, einen möglichst positiven Eindruck von der eigenen Beziehung zu vermitteln; und in eine etwas kleinere Gruppe, die dieses Interview – absolute Diskretion und Anonymität habe ich stets zugesichert – als Chance verstanden hat, im Rahmen eines offenen Gesprächs über ein Leben in Ghana an der Seite eines einheimischen Partners nachzudenken.

Was ich in diesen Interviews herausgefunden habe, möchte ich in der zweiten Phase meines Forschungsprojektes mit dem vergleichen, was in modernen Medien (Film, Literatur, Musik etc.) thematisiert wird, um auf diese Weise

13 Insofern die meisten Gesprächspartner aus Europa stammen, handelt es sich bei diesem Projekt um eine Form der Migrationsforschung; in diesem Fall geht es nicht um Ideen oder Dinge, die transkulturell angeeignet werden, sondern um eine Personengruppe, die einer bestimmten Herkunftskultur (Europa) entstammt und ein bestimmtes Geschlecht (weiblich) aufweist.

Binnen- und Außenperspektive aufeinander beziehen zu können. Doch soweit bin ich noch nicht. Im Augenblick vermag ich lediglich – impressionistisch – von Eindrücken zu berichten und von dem, was mir nachhaltig in Erinnerung geblieben ist.

Zunächst möchte ich anführen, dass keineswegs alle Gesprächspartner meine Einschätzung teilen, dass in Ghana Domino-Partnerschaften vorherrschen. Es gibt eine Minderheitenposition, die die Auffassung vertritt, dass die Konjunktionen männlich und weiblich sowie schwarz und weiß gleichmäßig verteilt sind. Das Mitgliederverzeichnis der »International Spouses Association of Ghana/ISAG« weist von den rund 400 Mitgliedern zwar weit über zwei Drittel als Frauen aus, doch ist das natürlich kein repräsentativer Querschnitt. Frauen, zumal wenn sie nicht berufstätig sind, tendieren in weit stärkerem Maße dazu, sich zu organisieren als Männer, die mit beiden Beinen im Erwerbsleben stehen. Ein weiteres Argument ist sicherlich die unterschiedliche öffentliche Wahrnehmbarkeit der beiden Geschlechter. Frauen sind in der Öffentlichkeit wesentlich präsenter als Männer: Sie bringen Kinder in den Kindergarten oder in die Schule, sie gehen Einkaufen oder liegen am Strand, während die berufstätigen Männer den größten Teil des Tages hinter verschlossenen Türen verbringen. Auch dieser Aspekt mag zum Eindruck beitragen, dass Domino-Partnerschaften in Ghana überwiegen.

Doch vieles spricht auch dafür, dass diese Wahrnehmung zutreffend ist. Zahlreiche ghanaische Männer sind seit den 60er Jahren ins Ausland gegangen, um dort zu arbeiten oder zu studieren. So hat zum Beispiel die einstige DDR jährlich fünf Studenten aus Ghana aufgenommen. Diese Studenten mussten nach Beendigung ihres Studiums die DDR verlassen – das war Teil des Ausbildungsvertrags. Und alle – so heißt es – traten ihre Heimreise mit einer weißen Frau an ihrer Seite an. Es war gewissermaßen Teil ihrer Erfolgsgeschichte, dass sie nicht nur mit einem Hochschulabschluss nach Ghana zurückkehrten, sondern auch mit einer Ehefrau aus Deutschland. Die hier angesprochene Migration von Frauen aus der DDR nach Westafrika ist im Kontext der 60er und 70er Jahre zu sehen. Das ist die Zeit von Black Panther, der Bürgerrechtsbewegung in den USA und der Solidarität mit den Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt; man liest Angela Davis, hört Jimmy Hendrix und ist bereit – obwohl man selbst über Ostberlin, Leipzig oder Zwickau nie hinausgekommen ist – dem Partner auf einen völlig unbekanntem Kontinent zu folgen.

Andere Frauen, die ihren Partner nicht in der DDR, sondern in Deutschland oder England kennen gelernt haben, leben häufig zunächst eine Weile zusammen im Westen. Doch auf Drängen des Mannes, der nach Abschluss seiner Ausbildung keine angemessene Anstellung findet, werden

andere Optionen erwogen. Die Ablehnung der Partnerschaft seitens der Eltern der Frau und ausländerfeindliche Zwischenfälle (in einem Interview wird der Brandanschlag von Lübeck hervorgehoben) geben schließlich den Ausschlag, nach Westafrika auszuwandern.

Dort sieht sich diese Beziehung zumeist einer echten Bewährungsprobe ausgesetzt. Eines der zentralen Probleme, mit denen sich eine schwarzweiße Partnerschaft konfrontiert sieht, hat die ghanaische Schriftstellerin Amma Darko beschrieben. In ihrem Roman »Der verkaufte Traum« gibt es die Figur der Gitte. Ihr ghanaischer Mann stellt ihr eines Tages seine Schwester vor und seine Cousine. Beide ziehen in den gemeinsamen Haushalt ein. Nur durch Zufall entdeckt Gitte, dass es sich bei den beiden Frauen nicht um Verwandte ihres Mannes handelt, sondern um dessen zweite und dritte Ehefrau (vgl. Darko 1999:98ff. u. 113ff.). Dieser Fall mag drastisch erscheinen, doch sind auch mir solche Geschichten aus erster Hand berichtet worden.

Wenn ich meine Eindrücke aus den Interviews zusammenfasse, sind es zwei Problembereiche, die von meinen Gesprächspartnern wiederkehrend angesprochen wurden: Sexualität und Geld. Sexualität ist insofern ein Problem, als weißen Frauen an der Seite schwarzafrikanischer Männer unterstellt wird, dass sie das einzige sei, was sie miteinander verbinde. Sie ist aber auch insofern ein Problem, als die Männer dazu tendierten, sie nach einer gewissen Zeit außerhalb der Ehe auszuleben. Es ist schwierig, ein solches Thema aufzugreifen, ohne gegen die »political correctness« zu verstoßen. Doch Fakt ist, dass die meisten Männer in Ghana in polygynen Verhältnissen aufwachsen und von daher nicht bereit sind, sich auf Dauer auf eine monogame Ehe reduzieren zu lassen. Das muss nicht notwendig ein Problem sein und zur Trennung führen. Viele Partnerschaften in Ghana finden zu einem Arrangement, das beiden Seiten tragfähig erscheint.

Doch wie gesagt: Es ist schwierig, dieses Thema aufzugreifen, ohne Tabus zu verletzen oder in Stereotype zu verfallen. Deshalb an dieser Stelle ein Kunstgriff: Ich zitiere wenn nicht einen einheimischen Gewährsmann, so doch zumindest einen afrikanischen Prinzen: Am 1. Juni 2007 erschien in der Frankfurter Rundschau ein Interview unter dem Titel: »Stimmt das eigentlich, Herr Asserate? Fragen an den Buch-Autor zu Afrika-Klischees.« Das Interview wurde folgendermaßen eingeleitet: »Über Afrikaner grassieren viele Klischees, positive und negative. Die Uni Wien ermittelte die Gängigsten. Welche werden erfüllt, welche sind Vorurteile? FR-Redakteur Mark Obert fragte den äthiopischen Gelehrten Prinz Asfa-Wossen Asserate (58), der mit seinem Buch »Manieren« bekannt wurde.«

Die Klischees, die aufgerufen werden, und die Asserate hinsichtlich ihres Wahrheitsgehaltes kommentiert, lauteten zum Beispiel: »Afrikaner ha-

ben Rhythmus im Blut«, »Afrikaner sind fröhlich«, »Afrikaner haben keine Disziplin«. Interessant für unseren Zusammenhang ist allein folgendes Klischee: »Afrikaner vögeln kreuz und quer durch die Gegend rum.« – Kommentar des Prinzen Asserate: »Ich erinnere mich an die Kritik, die Fürstin Gloria von Thurn und Taxis entgegenschlug, nachdem sie gesagt hatte, dass Afrikaner »gerne schnackeln«. Sie äußerte dies im Zusammenhang mit dem Aids-Problem – und hat Recht. Die extreme Promiskuität und allgegenwärtige Prostitution sind ein Drama.«

Natürlich sollte man sich hüten, solche Äußerungen zu verallgemeinern und auf einen ganzen Kontinent zu beziehen, doch scheint mir die angesprochene Promiskuität auch für die meisten weißen Frauen in Ghana ein Problem zu sein. Jedenfalls wurde immer wieder auf dieses Problem verwiesen, wenn es darum ging, Gründe für das Scheitern von Paarbeziehungen zwischen westlichen Frauen und ghanaischen Männern anzuführen.

Ein weiterer, vielleicht sogar noch wichtigerer Problembereich sind die materiellen Forderungen, mit denen sich ein schwarzweißes Paar konfrontiert sieht. Es ist der erweiterte Familienverbund des Mannes, seine »extended family«, die einklagt, am vermeintlichen Wohlstand der weißen Frau teilhaben zu wollen. Da die Ressourcen, über die diese Frauen tatsächlich verfügen, weit überschätzt werden, kommt es zu völlig überzogenen Forderungen. Jedenfalls sind diese Forderungen, nicht zuletzt auch aufgrund der Selbstverständlichkeit, mit der sie vorgetragen werden, ein ständiger Konflikttherd, der die transkulturelle Beziehung belastet.

Dass hier Kompensationsleistungen eingefordert werden, erschließt sich den meisten westlichen Frauen allerdings nicht: Statt ihre Arbeitskraft in den Dienst ihrer Schwiegereltern zu stellen, wie es die lokale Tradition verlangt, gründen sie einen eigenen Haushalt; dorthin ziehen sie nicht nur die Arbeitskraft ihrer Ehemänner ab, sondern beanspruchen auch deren Einkommen für sich alleine; die fehlende Bereitschaft, dieses Einkommen zu teilen, scheint insofern egoistisch zu sein, als es auf einer Ausbildung basiert, die nicht sie, sondern die Familie des Ehemannes finanziert hat. Und so sehen sich schließlich viele westliche Frauen mit einem weitläufigen Verband affinaler Verwandter konfrontiert, der stets mehr fordert, als sie selbst zu geben bereit sind.

In gewisser Weise gehen die beiden hier genannten Problembereiche, Sexualität und Geld, eine fatale Verbindung ein und potenzieren sich gegenseitig. Denn der vermeintliche Wohlstand, den die Frau einbringt, erhöht zugleich den Status des Mannes und lässt diesen in den Augen anderer Frauen umso attraktiver erscheinen. So führt eine meiner Gesprächspartnerinnen, die seit über 40 Jahren mit einem Ashanti verheiratet ist, in einem der wenigen bereits

systematisch ausgewerteten Interviews folgendes aus: »Die Männer, die am beliebtesten sind, sind die, die schon verheiratet sind. Diese Männer haben nämlich schon bewiesen, dass sie eine Frau ernähren können. Das sind bei den unverheirateten Mädchen die beliebtesten Männer. Und das Leichteste, sie zu binden, ist, ihnen ein Kind zu machen« (Interview in Accra im April 2007).

Andere Problembereiche, die jedoch nachgeordnet genannt wurden, betreffen unterschiedliche Vorstellungen von Ernährung, Kindererziehung, Freizeitgestaltung, ja selbst Humor: Hier stoßen im Mikrokosmos einer Partnerschaft nicht nur unterschiedliche Konzepte von Liebe und Partnerschaft aufeinander, sondern zwei verschiedene Kulturen und die von ihnen geprägten Lebensformen und Weltbilder. Zumeist kommt es in diesen langfristigen Partnerschaften zur Ausbildung eines transkulturellen Lebensstils, der Elemente von beiden Kulturen in einem – mitunter faszinierenden – *cross-over* verbindet. In diesem Umfeld wachsen auch die gemeinsamen Kinder auf, die sich in Ghana trotz ihrer abweichenden Hautfarbe keiner Diskriminierung ausgesetzt sehen. Es gibt in Ghana wie in den meisten Ländern der Dritten Welt das Ideal eines leicht aufgehellten Teints, dem diese Kinder in besonderer Weise entsprechen. Sie werden mit dem gleichen Begriff belegt wie »Weiße«, namentlich mit »Obroni«, was nun wiederum von vielen »mixed children« als positive Diskriminierung erfahren wird. Sie wollen nicht ständig auf ihre Hautfarbe angesprochen werden, sondern Normalität leben.

Doch neben den Problemen, die hier anklingen, gibt es auch gute Gründe, die westliche Frauen in langfristigen Partnerschaften an ghanaische Männer binden. Ein Anfangsverdacht war in diesem Zusammenhang, dass die Sozialisation dieser Männer in einer matrifokalen Gesellschaft zu Verhaltensdispositionen führt, die in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen. Was sicherlich eine Rolle spielt, ist der Umstand, dass ghanaische Männer selbstbewussten Frauen gegenüber in einem Maße Respekt und Achtung an den Tag legen, die kaum eine Entsprechung im westlichen Alltag findet. Hinzu kommt die Bereitschaft, weibliche Erwerbsarbeit und finanzielle Unabhängigkeit zu akzeptieren. Und für ghanaische Männer ist es auch selbstverständlich, Kinder aus früheren Beziehungen wie eigene zu behandeln (vgl. auch Wimmer 2005:192ff).¹⁴

Fazit: Das Projekt, das hier als »work in progress« vorgestellt wurde, zielt darauf, die normativen Grundlagen aufzudecken, auf denen das transkulturelle Zusammenleben in einer multiethnischen Gesellschaft wie Ghana aufruht. Zu diesen normativen Grundlagen gehört ein Endogamie-Gebot, das jedoch

¹⁴ Ich danke Marin Trenk für zahlreiche Literaturhinweise, zu denen auch der Hinweis auf Wimmer (2005) gehört. Alexandra Kofler danke ich für eine kritische Kommentierung des Manuskriptes.

flexibel ausgelegt wird, wenn der Heiratspartner finanzielle Ressourcen mit in die Ehe einbringt. Soziale Akzeptanz ist letztlich daran geknüpft, diese Ressourcen in den erweiterten Familienverbund einzubringen. Weiße Frauen und ihre Kinder sind in Ghana zwar keiner unmittelbaren Diskriminierung ausgesetzt; doch scheint für ein Gelingen des transkulturellen Zusammenlebens – radikal verkürzt – folgendes ausschlaggebend: »Not race, but money«.¹⁵

Versorgung ist *das* zentrale Kriterium für die soziale Akzeptanz der weißen Frau an der Seite eines einheimischen Mannes: Sie muss Sorge tragen können, nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihren Partner und die Kinder, wenn sie akzeptiert und respektiert werden will. Die starke Betonung des Versorgungsaspektes kann nicht überraschen, wenn man bedenkt, dass die letzte Hungersnot in Ghana, die Anfang der 80er Jahre stattfand, sich der zeitgenössischen Erinnerung nachhaltig eingeschrieben hat.

Hinsichtlich der eingangs entwickelten Fragestellung wäre folgendes festzuhalten: Der Blick auf schwarzweiße Paarbeziehungen ist in Bezug auf Abwehr und Verlangen keineswegs gleichmäßig austariert. Während solche Paarbeziehungen im Westen mit Status-Verletzungen assoziiert werden, stehen sie in Westafrika für eine gesicherte Versorgung. Insofern zeigt sich auch hier, dass Blicke – auf schwarzweiße Paarbeziehungen allemal – einer kulturellen Normierung unterliegen.

15 Bekanntlich gilt auch im Westen, dass Geld sexy macht – doch sollten gravierende Unterschiede zwischen Westeuropa und Schwarzafrika hinsichtlich der symbolischen Bedeutung des Geldes nicht übersehen werden. So lässt Ryszard Kapuscinski einen seiner Protagonisten in »König der Könige« folgendes ausführen: »Geld in einem armen Land und Geld in einem reichen Land, das sind zwei grundverschiedene Dinge. In einem reichen Land ist Geld nur ein Wertpapier, für das man sich auf dem Markt etwas kaufen kann. [...] Aber in einem armen Land? In einem armen Land ist das Geld eine wunderbare, dichte, frische, mit ewigen Blüten besetzte Hecke, die Sie gegen alles abschirmt. Durch diese Hecke sehen Sie nicht die schreiende Armut, spüren Sie nicht den Gestank des Elends, hören Sie nicht die Stimmen aus den menschlichen Tiefen. Aber gleichzeitig wissen Sie, dass das alles existiert, und Sie sind stolz auf Ihre Hecke. Sie haben Geld, das bedeutet, Sie haben Flügel. Sie sind ein Paradiesvogel, den jeder bewundert« (Kapuscinski 2000:66).

Literatur

- Appadurai, Arjun (1996), *Modernity at large: cultural dimensions of globalization*, University of Minnesota Press, Minneapolis.
- Barnard, Alan, Good, Anthony (1984), *Research practices in the study of kinship*, Academy Press, London.
- Darko, Amma (1999), *Der verkaufte Traum*, Schmetterling, Stuttgart (2. Auflage).
- Dyer, Richard (1997), *White*, Routledge, London/New York.
- Feld, Steven (2007), »Introduction«, in: *Exposures: a white woman in West Africa*, hg. v. Virginia Ryan, Voxlox, Portland.
- Gottowik, Volker (2005), *Die Erfindung des Barong. Mythos, Ritual und Alterität auf Bali*, Reimer, Berlin.
- (2006), »Vergegenwärtigte Ahnen: Zur symbolischen Ordnung der Masken auf Bali«, in: *Totenkulte. Kulturelle und literarische Grenzgänge zwischen Leben und Tod*, hg. v. Patrick Eiden u. a., Campus, Frankfurt am Main/New York, S. 291–312.
- Groschner, Gabriele et al. (2007), *Die Schöne und das Ungeheuer. Geschichten ungewöhnlicher Liebespaare* (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 14. Juli bis 4. November 2007 in der Residenzgalerie Salzburg), Residenzgalerie Salzburg, Salzburg.
- Houellebecq, Michel (2007), *Plattform*, Du Mont, Köln.
- Kapuscinski, Ryszard (2000), *König der Könige*, Eichborn, Frankfurt am Main.
- Kohl, Karl-Heinz (1987), *Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie*, Campus, Frankfurt am Main/New York.
- (1998), *Der Tod der Reijungfrau. Mythen, Kulte und Allianzen in einer ostindonesischen Lokalkultur*, Kohlhammer, Stuttgart.
- (2001), »Gelenkte Gefühle. Vorschriftsheirat, romantische Liebe und die Determinanten der Partnerwahl«, in: *Über die Liebe. Ein Symposium*, hg. v. Heinrich Meier u. Gerhard Neumann, Piper, S. 113–138.
- (2003), *Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte*, C. H. Beck, München.
- Mutumbo, Clément (1998), *La genèse des unions bi-culturelles à Vienne. Etude des couples domino*, Lang, Frankfurt am Main.
- Ryan, Virginia (2007), *Exposures: a white woman in West Africa. With an essay by Steven Feld*, Voxlox, Portland.
- Schlehe, Judith (2003), »Imagination und Irritation in interkulturellen Paarbeziehungen«, in: *Freiburger Frauenstudien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung* 13, S. 195–214.
- Simmel, Georg (1908), »Exkurs über die Soziologie der Sinne«, in: *Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung*, Duncker & Humblot, Berlin (1968), S. 483–493.
- Sutherland-Addy, Esi (2007), *Book review: Exposures: a white woman in West Africa*, Vortrag anl. der Buchvorstellung am 17. April 2007 im Goethe-Institut, Accra, Ghana, Typoskript.
- Updike, John (1994), *Brazil. A novel*, New York. Übersetzung: *Brasilien*, Rowohlt, Reinbek (1996).
- Wimmer, Andreas (2005), *Kultur als Prozess. Zur Dynamik des Aushandelns von Bedeutungen*, Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Waldis, Barbara (2006), »Introduction: marriage in an era of globalisation«, in: *Migration and marriage. Heterogamy and homogamy in a changing world*, hg. v. Barbara Waldis u. Riginald Byron, Lit Verlag, Zürich/Münster, S. 1–19.